

**Leseprobe aus:**

ALEXANDER VON SCHÖNBURG

**TAUSENDUNDEINE**

**rowohlt** **PARTY**



**DIE HOHE KUNST DES FEIERNS**

ISBN: 978-3-499-63286-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Alexander von Schönburg

**Tausendundeine Party**

Die hohe Kunst des Feierns

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, Mai 2017  
Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
Umschlaggestaltung Frank Ortmann  
Umschlagabbildung CSA Images / Snapstock / Getty Images  
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany  
ISBN 978 3 499 63286 0

# Inhalt

Vorwort: Mögen Sie Partys?

1. Die Weisheit Paris Hiltons – eine Einführung in den Smalltalk
  2. Essen macht satt – «schön» essen gehen und andere Unarten
  3. Das Geheimnis der Queen – über königliches Amusement, Teil I
  4. Wie man sich unbeliebt macht – zu Gast mit Hund und Kindern
  5. Beiläufig genießen – was wir von den Franzosen lernen können
  6. Geschlossene Gesellschaft – und was für sie spricht
  7. Wie man Könige anredet – über königliches Amusement, Teil II
  8. Die Eleganz der Ignoranz – was wir von den Briten lernen können
  9. Zwischen Cocktail und Currywurst – über den Dresscode der Hauptstadt
  10. On Royal Expenses – ein Besuch beim Sultan von Brunei
- Zum Abschluss: ein letzter Ratschlag für das gesellschaftliche Parkett

Zu den Texten

Über den Autor

# Vorwort: Mögen Sie Partys?

Erinnern Sie sich noch an Ihre letzte wirklich großartige Party? Dann kann sie nicht besonders gelungen gewesen sein.

Es gibt, grob gesagt, zwei Arten von Partys. Da sind zum einen gesittete Zusammenkünfte wie Dinner- oder Cocktailpartys. Sie dienen dem, was moderne Menschen gerne «Networking» nennen – ein fürchterlich spießiger Ausdruck. Über diese Kategorie Partys schrieb Heinrich Böll einmal: «Die Cocktailparty ist eine Strapaze, der man sich merkwürdigerweise hin und wieder sogar freiwillig unterzieht, so wie man hin und wieder freiwillig ein Karussell besteigt, obwohl man weiß, dass Übelkeit die unausbleibliche Folge ist.» Er fügte – womit er sich als wahrer Kenner offenbart – hinzu: «Es gehört zum Wesen der Cocktailparty, dass man hingehet und sich doch über sie mokiert.»

Nicht wesentlich anders verhält es sich bei sogenannten Corporate Events, die von Firmen aus PR-Gründen ausgerichtet werden. Die in den Firmenzentralen dafür zuständigen Sachbearbeiter organisieren Hand in Hand mit kompetenten Agenturen, die über die entsprechenden Adresskarteien mit den Namen schmückender Gäste verfügen, Opernabende in Salzburg oder Besäufnisse am Rande des Münchner Oktoberfests, anderntags steht dann in der «Bunten», dass sich die VIPs bis in die Morgenstunden köstlich amüsiert hätten. Mit echten Festen haben diese Veranstaltungen nichts gemein, sie simulieren lediglich Festlichkeit.

Echte Feste – da hat Sigmund Freud vollkommen recht – sind dagegen «ein gebotener Exzess». Wie Freud in «Totem und Tabu» schreibt, liegt der Exzess im Wesen des Festes, und die festliche Stimmung wird erst durch die Freigabe des sonst Verbotenen erzeugt. Ein Fest, das diese Bezeichnung verdient, hat im Idealfall geradezu dionysische Züge. Es hebt sich von der faden, antimetaphysischen Diesseitigkeit unseres Alltags ab und stellt unter Beweis, dass es eine Nebenwelt gibt. Insofern hat es eine ähnlich erleuchtende Funktion wie ein vollendet zelebrierter Gottesdienst. Deshalb ist es auch überhaupt nicht erstaunlich, dass

das Wort Feier, das auf das lateinische *feriae* zurückgeht, im Begriff *fanum* – das Religiöse – wurzelt. Man kommt mit einer Wirklichkeit in Berührung, die uns von der banalen Wirklichkeit befreit, die uns sonst erstickend umgibt – zumindest für eine Nacht.

Zu den wichtigsten Usancen solch wahrhafter Feierlichkeiten gehört es, dass, egal was in dieser Nacht geschieht, es am nächsten Tag der Vergessenheit anheimfallen muss. Kein gegenseitiges Zuzwinkern beim Katerfrühstück, kein überfamiliäres Mit-dem-Ellenbogen-Anstupsen nach dem Motto «War das ein Fest!». Wenn Sie so etwas tun, werden Sie völlig zu Recht empörte Blicke ernten. «Niemand wird sich herbeilassen, auf das, was irgendein Teilnehmer an diesem Abend gesagt oder getan hat, noch einmal zurückzukommen. Keine Verabredung, keine Verpflichtung, keine Verbindlichkeit, die während der Zecherei entstanden sein mag, hat am nächsten Tag noch die mindeste Gültigkeit. Das ganze Fest hat es im Grunde am nächsten Tag gar nicht gegeben», heißt es im «Manieren»-Standardwerk meines Freundes Asfa-Wossen Asserate treffend.

Es gehört zur Natur der Exzesse, dass sie nur dann ihre Wirksamkeit entfalten, wenn sie die absolute Ausnahme darstellen. Wer versucht, immer wieder solche Ausnahmestände herzustellen, wird scheitern. Es ist der Feier-Spießer, der jeden Samstag auf die Piste geht und es dann wie bestellt krachen lässt. Wer in Ibizas legendäres «Amnesia» eintaucht (was nach obiger Lesart ja der perfekte Name für einen Ort dionysischen Exzesses ist) oder in das Berliner «Berghain», wird dort hauptsächlich artigen Büroangestellten begegnen, deren Lebensinhalt es geworden ist, einen Ausnahmestand nach dem nächsten zu erzwingen. Da das nicht geht, müssen synthetische Rauschmittel herhalten, um wenigstens die Illusion zu erzeugen, dass es gehen könnte.

Für Gastgeber, die darauf hoffen, in diesem Buch Instruktionen zu erhalten, habe ich vor allem einen Ratschlag: Die wichtigste Ingredienz eines Festes sind die Gäste. Die Menschen achten heutzutage viel zu sehr auf Homogenität. Dabei ist es genau das, was eine Party langweilig macht. Je gemischter das Publikum, desto besser. Die schönsten Partys, die ich je erleben durfte, hat vor vielen Jahren ein Hamburger Freund

von mir gegeben, Friedrich von Stumm, im vertrauten Kreis bekannt als «Stummi». Einmal im Jahr lud er in seine Wohnung am Rondeelteich in Hamburg-Winterhude. Wichtig war ihm stets eine besonders wilde Gästemischung. Erst wenn sich der Erste Bürgermeister neben Domenica, der damals berühmtesten Hure der Stadt, drängte, bekannte Gesichter wie meine Schwester Gloria oder «Tagesschau»-Sprecher Wilhelm Wieben mit absoluten Nobodys und Zufallsbekanntschaften im Gespräch vertieft waren, erst wenn der Polizeipräsident der Stadt gezwungen war, sich vom gleichen Buffet zu bedienen wie der stadtbekannteste Gangster, den alle nur «Neger-Kalle» nannten – erst dann war für Stummi die Party ein Erfolg.

Diese Partys lassen sich kaum noch kopieren, heute sind die Menschen allein schon wegen der allgegenwärtigen sozialen Medien viel zu sehr darauf bedacht, ihren Ruf nicht zu gefährden. Kaum etwas fürchtet der moderne Mensch mehr, als neben der falschen Person auf Instagram zu landen. Aber man kann dennoch von Stummi lernen: Wir dürfen bei all unserem Konsenswahn und unserem Hang, Andersdenkende auszugrenzen, nicht vergessen, dass Pluralität – und die irritierende Reibung, die sich aus ihr ergibt – den eigentlichen Reiz unserer westlichen Gesellschaft ausmachen.

Der Ökonom Bernard Maris, der einstige «Oncle Bernard»-Kolumnist der Zeitschrift «Charlie Hebdo», eines der zwölf Todesopfer des barbarischen Terroranschlags vom 7. Januar 2015 in Paris, schrieb in seinem Vorwort zu einem Karikaturen-Band drei Jahre vor seinem Tod: «Warum ist das Leben nicht, wie wir es erträumen: poetisch, befriedet, intelligent, spekulativ, widersprüchlich, aber so, dass jede Meinungsverschiedenheit, jede Zänkelei sich nach einer zünftigen Diskussion in einem Glas Rotwein auflösen kann – und nicht in einer Blutlache?»

Ich plädiere also für den Versuch, auch mit Vollidioten auf Partys auszukommen. Mit Leuten zu plaudern, die auf der gleichen Wellenlänge liegen, ist keine Kunst. Zivilisiert und taktvoll zu bleiben, wenn der gegenüber ein Langweiler oder ein Scheusal ist, das ist die Kür.

# 1.

## Die Weisheit Paris Hiltons – eine Einführung in den Smalltalk

Smalltalk, Chit-Chat, la petite conversation de la table, das zweckfreie Plaudern, hat in Deutschland einen schlechten Ruf. Aber nur, weil man nicht einsehen will, dass es einen Unterschied zwischen Podiumsdiskussionen und gesellschaftlichem Geplauder gibt. Hier erstickt man sich entweder gegenseitig mit geisttötender Banalität, oder man ist versessen darauf, alles bis ins letzte Detail zu erörtern. Bei einer gelungenen Unterhaltung in gesellschaftlichem Kontext – bei einem Abendessen, auf einer Cocktailparty, einem Empfang – darf man jedoch getrost kühne Thesen aufstellen und damit andere zum Widerspruch auffordern. In anderen Situationen wiederum ist es angebracht, über nichts zu reden – und das mit großer Emphase, ganz im Sinne von Lord Goring in Oscar Wildes «Ein idealer Gatte»: «Ich liebe es, über nichts zu reden. Das ist das Einzige, wovon ich etwas verstehe.» Das Reden über nichts wird zu Unrecht geringgeschätzt. Dabei ist es eine lebenswichtige Fähigkeit. Ohnehin neigen wir dazu, die Bedeutung des gesprochenen Wortes in der menschlichen Kommunikation zu überschätzen. Das hat mir einer der gescheitesten Menschen, die mir je begegnet sind, beigebracht: Paris Hilton.

Es war jener Tag, an dem ich vielleicht mein schlimmstes Smalltalk-Desaster erleben musste. Als Gesellschaftsjournalist war ich zum ersten Mal in Hollywood. Die deutsche «Vanity Fair» hatte mich beauftragt, über die Oscar-Verleihung zu berichten. Ich kannte niemanden in der Stadt, landete aber – was ich zunächst als unfassbares Glück betrachtete – auf der legendären Pre-Oscar-Gartenparty der Modekönigin Diane von Furstenberg. Ich hatte meinen schönsten Sommeranzug an, trug meine Lieblingskrawatte, die Schuhe blitzten – und ich kannte keine Sau.



Je mehr ich mich bemühte, mit Leuten ins Gespräch zu kommen, desto mehr merkte man mir genau dies an: dass ich mich bemühte. Dort drüben stand Rupert Murdoch. Ich schlich mich an, wartete auf einen passenden Moment und brabbelte etwas von der «Los Angeles Times», die damals zum Verkauf stand, und fragte keck, ob das nicht etwas für ihn sei. Er würdigte mich eines kurzen Blickes und antwortete knapp: «Nur Idioten kaufen heute noch Zeitungen!» Dann drehte er mir den Rücken zu, und ich sah Peter O'Toole. Die Rettung, dachte ich, der ist sicher nett. «I loved «Lawrence of Arabia», sprach ich ihn an. «And?», gab er zurück, sah gelangweilt an mir vorbei und wandte sich ab. Ich versuchte es von da an mit Leuten, deren Gesichter ich nicht aus dem Fernsehen oder von der Leinwand kannte (was schwer war an diesem Nachmittag). Aber es half nichts. Alle gingen mir aus dem Weg oder ließen mich auflaufen. Am Ende fragte ich tatsächlich so idiotische Dinge wie «Where did you go on holiday?». Ich muss gewirkt haben wie Peter Sellers in «The Party» – ein etwas verlorener Idiot, nur dass ich nicht wie er im Film für Chaos und Aufruhr sorgte, sondern schlicht fürchterlich unsicher war. Die wesentlichen Dinge des Lebens vermitteln sich nun mal leider nonverbal. Unsicherheit wirkt in Gesellschaft toxisch. Keiner will mit dir zu tun haben – aus Angst, angesteckt zu werden.

Meine Rettung an diesem Nachmittag war ausgerechnet die große Philosophin Paris Hilton. Sie saß auf einer Bank mit ein paar schnatzernden Freundinnen und war, als ich mich näherte, derart unbekümmert, dass sie sich nicht einmal an meiner Unsicherheit störte.

Mir war inzwischen alles egal, also ging ich auf die berühmteste Blondine der Welt zu und sagte: «Ich vergesse nie ein Gesicht, aber bei Ihnen will ich eine Ausnahme machen.» – «My name is Paris Hilton», sagte sie leicht amüsiert, mit gespielter Empörung. «Ah, Hilton? Ich werde nächste Woche in New York sein und habe in einem Hilton ein Zimmer gebucht, dem Waldorf Astoria. Gibt es Zimmer, die ich meiden sollte?» Sie: «Im Waldorf Astoria? Da bin ich aufgewachsen. Ich würde jedes der Zimmer dort meiden.» Unversehens waren wir in eine Plauderei geraten. Und daraus wurde ein Gespräch. Die Verächter des Smalltalks verkennen gern: Chit-Chat ist oft nur ein Auftakt. Es steht einem frei, tatsächlich miteinander ins Gespräch zu kommen, wenn das

Eis einmal gebrochen ist. In diesem Fall schüttete ich Paris – wie gesagt, mir war inzwischen alles egal – mein Herz aus. Ich erzählte ihr von meiner Unsicherheit. Und diese reizende Person? Verriet mir einige ihrer persönlichen Tricks.

Den ersten, sagte sie, hatte ich bei ihr bereits angewandt (wohl unbewusst und aus lauter Verzweiflung): «Be cheeky. And don't try too hard!» Frech sein und sich ja nicht bemühen, alles richtig zu machen. «Wenn du auf einer Party bist und dich unsicher oder unwohl in deiner Haut fühlst, dann ist es das Beste, du machst dir genau das bewusst. Nimm's hin! Dann hat es dich nicht mehr in der Hand, du kannst es beobachten und irgendwann darüber kichern, denn das Lustige ist, dass jeder manchmal unsicher ist, sogar eine Michelle Obama. Alle Menschen sind so. Der Trick ist schlicht, erst einmal zum Beobachter zu werden, die Situation auf sich wirken zu lassen.»

Ihr Ratschlag wäre eines Diogenes würdig gewesen. Der stand am Marktplatz von Athen und blickte großmütig oder spöttisch, jedenfalls interessiert auf die Szenerie, die sich ihm bot, wissend, dass er nicht dazugehörte. Genau das mache ich seither auf Partys, auf denen ich mich unwohl fühle. Ich spiele den Beobachter. Aber eben nicht mehr zögerlich und nach Anschluss suchend, sondern in Diogenes-Paris-Hilton-Haltung. Das hilft tatsächlich.

Wichtig sei außerdem, sagte Paris dann, dieses doofe Lächeln zu vermeiden, das unsichere Menschen von weitem verrät. Ich zum Beispiel hätte sie schon angelächelt, lange bevor ich überhaupt ein Wort rausbrachte. «Ein Fehler!», sagte sie. «Use your smile cleverly.» Voreiliges Lächeln wirke dämlich und unaufrichtig, bemessenes Lächeln hingegen klug. Richtig wirksam sei es, einen Moment zu zögern und *dann* zu lächeln.

Die zweite wichtige Technik: «Be calm!» Ruhe bewahren. Niemals in Eile sein («Das dürfen nur Kellner!»). Es sei wichtig, dass der gesamte Körper Gelassenheit ausstrahle. Das fange mit der richtigen Wirbelsäulenhaltung an und reiche über ruhige Handbewegungen bis hin zu langsamen Blicken: «Du wirkst unglaublich ernsthaft, intelligent und übrigens auch sexy, wenn du deinen Blick nicht abwendest, sogar dann

nicht, wenn die Person, mit der du in einer Gruppe stehst, in dem Moment gar nicht spricht. Die Augen gaaaanz langsam nur wegbewegen.»

Als ich ein junger Mann war und mich noch von meinen Eltern statt von Paris Hilton belehren ließ, hatte man mir freilich andere Dinge beigebracht. In Familien wie meiner wurde zum Beispiel die Fähigkeit perfektioniert, langweiligen und einschläfernden Monologen mit gespielter Hingerissenheit zu folgen. Wir hatten ja über Generationen hinweg nicht sehr viel mehr zu tun, als auf die Jagd zu gehen und im Salon beisammenzusitzen. Die Kunst des gelegentlichen Kopfnickens, des gehorsamen Lächelns, des scheinbar interessierten Gesichtsausdrucks ist in unser Erbgut eingebrannt worden, ebenso wie die Begabung, ein Gespräch bis ins Unendliche vor sich hin plätschern zu lassen – was eine gewisse Sprunghaftigkeit erfordert, schließlich muss man in der Lage sein, schnell zum nächsten Thema zu wechseln, wenn einem zum ersten nichts mehr einfällt. Abertausende Stunden im Salon haben uns auch gelehrt, jeden Menschen grundsätzlich mit der gleichen Herzlichkeit zu behandeln, sogar wenn's Nervensägen sind, ja, unangenehmen Personen sogar noch ein wenig herzlicher zu begegnen, um ihre Charmedefizite auszugleichen. Die Jahrhunderte haben außerdem wertvolle Strategien hervorgebracht, um Langeweile zu bekämpfen. Daher die Lust am Bonmot und der zarten Provokation, die in diesen Kreisen erfreulicherweise weit verbreitet ist. Von meinen Eltern wurde mir natürlich auch beigebracht, kleine Fehlritte meiner Mitmenschen gar nicht erst zu bemerken und sich für eigene niemals zu entschuldigen, weil man damit erst die Aufmerksamkeit darauf lenke («qui s'excuse, s'accuse», hieß es bei uns immer, wer sich entschuldigt, beschuldigt sich). Und mir wurde eingebläut, dass es bestimmte Themen gäbe, die in der Konversation verboten sind. Alles irgendwie Religiöse, Politik und natürlich Sex. Das gilt, finde ich, heute längst nicht mehr. Das Einzige, was wirklich tabu ist, sind Tabus.

Verschiedene Situationen verlangen unterschiedliche Tonarten. Manchmal muss man blitzschnell entscheiden: Muss ich mitreden können, um nicht als ahnungslos dazustehen? Ist es angebracht, Eindruck

zu schinden? Manchmal wiederum ist es am schlauesten, einfach Zeit zu überbrücken und mitzuquasseln, ohne aufzufallen. Es gibt drei Bereiche von Themen. Erstens die Pauschalthemen – Themen also, über die man pauschal mitreden können muss. Dann die Jokerthemen, die ein wenig wie Rauchbomben funktionieren: Sie lenken ab und verschaffen Zeit. Selbst wenn man auf verlorenem Posten steht, wenn man vom Thema eigentlich keinen blassen Schimmer hat, mit einem Joker schafft man es fast immer, sich eine Weile über Wasser zu halten oder einen einigermaßen würdigen Abgang hinzulegen. Schließlich die Chloroformthemen, mit denen man sein Gegenüber hervorragend einlullen kann.

Ich maße mir nicht an, ein Bescheidwiser zu sein. Ich finde Bescheidwiser im Gegenteil sehr anstrengend. An manchen Stellen lasse ich daher sicher eine gewisse Akkuratessse vermissen und vereinfache die Dinge grob. Aber, wie ich immer sage: Vereinfachung ist die einzige Möglichkeit, mit den Ungereimtheiten unserer Welt zurechtzukommen. Den Mut zur Vereinfachung habe ich mir zum Teil von Leuten abgeschaut, deren Namen ich immer wieder gerne fallenlasse, um ein bisschen anzugeben. Dank meiner Familie (aber auch dank meines Berufs) hatte ich das Glück, viele großartige und berühmte Menschen zu treffen. Ich durfte Isaiah Berlin in seinem Cottage in Oxford besuchen, ich bin mit Marion Dönhoff Porsche gefahren und stritt mit ihr dabei über das Ideal der Freiheit. Ich durfte Lord Rothschild über das Kreditwesen, Franz Beckenbauer über Fußball und Allen Ginsberg über Drogen ausfragen. Der alte Heini Thyssen war sich nicht zu schade, mir als Fünfzehnjährigem seine Sicht auf den Kunstmarkt zu erklären, und Henry Kissinger legte mir seine Interpretation des Kalten Krieges dar. Zugegeben, jetzt habe ich wirklich ein wenig angegeben. Sie werden das bei Ihrer Konversation natürlich viel raffinierter und subtiler machen – ein bisschen rausgerutschtes Namedropping gehört schließlich dazu.

Vor allem geht es heute darum, eine Kulturtechnik zu konservieren, die in unserem Selfie-Zeitalter, in unserer Epoche der Selbstdarstellung zunehmend in Vergessenheit gerät: die Kultur der Konversation. Das Wort Konversation impliziert ein Interesse am Gegenüber – und das ist immer weniger selbstverständlich in einer Zeit, in der jeder nur noch sein eigenes Leben plakatiert. Heutzutage trifft man häufiger auf Leu-

te, die mit großer Begeisterung von sich und ihren Errungenschaften erzählen – aber sobald sie damit fertig sind, in ein seltsam autistisches Schweigen verfallen. Die Menschen reden zwar immer noch miteinander, aber dabei führen sie seltener Konversation, sie verhalten sich eher so, als würden sie ihren jeweiligen LinkedIn-Status miteinander vergleichen. Alle reden über sich. Kaum einer hört wirklich zu. Weil wir unser Gegenüber nur als Empfänger unserer selbstdarstellerischen Ergüsse betrachten. Dabei ist es ein Geheimnis des gesellschaftlichen Miteinanders, dass jeder, wirklich jeder, etwas Interessantes zu erzählen hat. Wenn man ihn nur lässt! Um wirklich zuhören zu können, sollte man idealerweise über eine relativ große Spannweite von Interessengebieten verfügen. Wenn Sie auf jemanden treffen, der mit Begeisterung über sein Hobby erzählt – egal, ob Astrophysik, Buddhismus oder abstrakte Kunst –, sollten Sie fähig sein, zumindest so zu tun, als seien Sie interessiert, und dann etwas sagen können wie: «Ach, darüber habe ich neulich etwas Spannendes gelesen, nämlich ...»

Und noch etwas: Wir leben in den demokratischsten, duldsamsten, liberalsten Zeiten, die dieser Globus je erlebt hat. Es mag eine Zeit gegeben haben, in der man sich «im Salon» auf eine bestimmte Weise, «wie es sich gehört» («comme il faut»), zu benehmen hatte. Das ist heute vorbei. Heute ist das gesellschaftliche Parkett der demokratischste Ort schlechthin. Ob Dame mit Bart, ob gepierct oder im gestärkten Hemd und mit perfekt gebundener Fliege, ob im Schlabberhemd oder im Abendkleid, ob als Clown verkleidet oder brav und spießig, heutzutage darf jeder so sein, wie er ist.

Man muss, um heutzutage auf gesellschaftlichem Parkett bestehen zu können, weder über große Weltkenntnis verfügen noch allzu gewandt im Umgang sein. Jeder ist willkommen. Je bunter, desto besser. Es gibt Platz für Maschmeyer- und Klitschko-Figuren, für Diogenes- und Paris-Hilton-Typen, für zerstreute Professoren, für Monologen und Schweiger, Schönlinge und graue Mäuse, sogar Tölpel und Mauerblümchen erfüllen auf jeder Party einen wichtigen Zweck. Wenn Sie aussehen wie Maschmeyer oder auftreten wie Klitschko, ist das völlig in Ordnung. Peinlich wird es nur, wenn ein Maschmeyer einen auf Berthold Beitz macht oder ein Klitschko so tut, als sei er Henry Kissinger. Sei, wer

du bist, dann hast du die Chance, der zu werden, der du sein kannst.  
Das war jetzt sehr hochtrabend. Ein guter Moment, abubrechen und  
zur Praxis überzugehen.

[...]